



Rainer

Maria
Rilke

Jeder Tag
ist der Anfang
des Lebens

Worte des Trostes
Insel

In Momenten der Trauer und des Verlusts schlägt es uns oft die Sprache. Was läßt sich sagen angesichts dieser Erfahrungen, die uns alle heimsuchen und doch immer fremd bleiben? In Rainer Maria Rilkes bewegenden Gedanken über die schwierigen Offenbarungen des Lebens finden wir Zuspruch und Worte, die uns die großen Herausforderungen des Lebens ganz direkt ansprechen und reflektieren lassen.

Rilke macht konkrete Vorschläge, wie man schmerzliche Erlebnisse ernst nehmen kann, ohne sich von ihrer Schwere überwältigen zu lassen. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz sind hier Briefe ausgewählt, die den Leser direkt ansprechen – erfrischend konkret, präzise im Ausdruck und überraschend relevant für heutige Belange.

Ulrich Baer, geboren 1966, lehrt deutsche Literatur an der New York University. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Rilke, u. a. *Du musst Dein Leben ändern* (it 4177) und *Das Rilke-Alphabet* (st 3790).

insel taschenbuch 4490
Rainer Maria Rilke
Jeder Tag ist der Anfang des Lebens



RAINER MARIA RILKE

Jeder Tag
ist der Anfang
des Lebens

Worte des Trostes

Herausgegeben von Ulrich Baer

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2017

insel taschenbuch 4490

© Insel Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

Umschlagfoto: Spencer Jones, Corbis, Berlin

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36190-9

Inhalt

Vorwort ... 9

»Das die Vergänglichkeit nicht Trennung ist.«

1. Adelmina Romanelli, 8. Dezember 1907 ... 17
2. Gräfin Lili Kanitz-Menar, 16. Juli 1908 ... 19
3. Elisabeth Freiin Schenk zu Schweinsberg,
23. August 1908 ... 22
4. Sidonie Freiin Nádherný von Borutín,
1. August 1913 ... 25
5. Ilse Erdmann, 9. Oktober 1915 ... 28
6. Adelheid Franziska von der Marwitz,
14. Januar 1919 ... 31

»Ist ja doch auch Einweihung ins eigne Leben.«

7. Lou Andreas-Salomé, 21. Januar 1919 ... 37
8. Adelheid Franziska von der Marwitz,
11. September 1919 ... 40
9. Anita Forrer, 14. Februar 1920 ... 44

*»Wo etwas ganz schwer und unerträglich wird,
da stehen wir auch immer schon dicht vor seiner
Verwandlung.«*

10. Erwein Freiherr von Aretin, 1. Mai 1921 ... 48
11. Nanny Wunderly-Volkart, 2. Juni 1921 ... 50

- 12. Reinhold von Walter, 4. Juni 1921 ... 53
- 13. Gertrud Ouckama Knoop, 4. Januar 1922 ... 54
- 14. Gräfin Alexandrine Elise Klara Antonia von Schwerin, 16. Juni 1922 ... 57
- 15. Elisabeth von der Heydt, 17. August 1922 ... 60
- 16. Marguerite Masson, 4. Januar 1923 ... 63

»Selbst die Zeit ›tröstet‹ ja nicht.«

- 17. Gräfin Margot Sizzo-Noris, 6. Januar 1923 ... 66
- 18. Gräfin Margot Sizzo-Noris, 12. April 1923 ... 75
- 19. Claire Goll, 22. Oktober 1923 ... 84
- 20. Johanna Magdalena Schwammberger,
23. Dezember 1923 ... 87
- 21. Rudolf F. Burckhardt, 14. April 1924 ... 89
- 22. Catherine Pozzi, 21. August 1924 ... 90

»Wir sind diese Verwandler der Erde.«

- 23. Witold Hulewicz, 13. November 1925 ... 95

Die Briefempfängerinnen und -empfänger ... 103

Rainer Maria Rilke: Chronik seines Lebens ... 108

Vorwort

Der Dichter Rainer Maria Rilke wandte sich zeit seines Lebens in direkten und persönlichen Briefen an Menschen, die ihm nahestanden, ihn angeschrieben hatten oder denen er flüchtig begegnet war und zu denen er Zuneigung spürte. Seine Beileidsbriefe gehören zu den schönsten und auch schwierigsten Briefen in dieser riesigen Korrespondenz, die Rilke selbst als ebenso bedeutend wie seine Dichtungen und anderen Schriften betrachtete. In all seinen Briefen widmete er sich den Themen der Kunst, der Liebe und des Todes. Tod, Abschied und Verlust stellen den modernen Menschen in einer entzauberten Welt vor die Aufgabe, sich *aller* Dimensionen des Lebens innerlich bewußt zu werden. Weder Religionen noch die großen Ideologien des 20. Jahrhunderts mit ihren Erlösungsversprechen von kollektiven Identitäten befreien uns von dieser Aufgabe. In seinen Kondolenzbriefen beschwört er seine Briefempfänger (und damit auch immer uns, denn Rilke schrieb seine Briefe im Bewußtsein der späteren Publikation), dem Schmerz, der uns im Leben überfällt, nicht auszuweichen.

»Der Tod ist nicht *über* unsere Kraft«, schreibt Rilke in einem der hier gesammelten Briefe. Er bittet die Briefempfängerin, sich nicht aus dem Leben zurückzuziehen aus Angst vor dem fast unerträglichen Schmerz, den der Verlust einer geliebten Person ausmacht. Bleiben Sie im

Leben, setzen Sie fort, was die verstorbene Person nicht vollenden konnte, legen Sie Hand an die Kleider und Dinge, die so unsäglich stumm herumstehen und das Fehlen der geliebten Person nur unterstreichen. So rät Rilke eindringlich den Menschen, die jemanden unwiederbringlich verloren haben. Rilke kennt den Schmerz des Verlusts und weiß vom Alleinsein. Er beschönigt in diesen Briefen nichts, sondern ermahnt und bittet die Briefempfänger, sich dem Leben wieder anzuschließen. Sich nicht in Schmerz und bitterer Einsamkeit abzukapseln, sondern zu erkennen, daß das Leben auch und vielleicht sogar hauptsächlich Veränderung und Wandel ist. Sich dem Leben anzuschließen ist für ihn keine Ausflucht oder Verdrängung, keine Leugnung des Todes und Verlusts. Vielmehr ist es die Möglichkeit, den Schmerz, dem man sich ohnehin nicht entziehen kann, tiefer zu ergründen. Zu spüren, wie weit er geht in unserem Inneren, wo die Grenzen zwischen seelischem und körperlichem Schmerz verwischen, und in diesem Aushalten und Durchmachen des Verlusts sich bewußt werden, daß die geliebte Person ja in uns, in unserem Gedächtnis und Gedenken und täglichem Verhalten, weiterlebt.

Rilkes Beileidsbriefe trösten nicht, sie helfen. »Wehe denen, die getröstet sind«, zitiert Rilke die französische Theaterautorin Marie Lenéru, denn Trost ist oft nur eine Ablenkung und Zerstreuung statt wahres Heilen, und oft werden Trostversuche von trauernden Menschen als Aufforderung mißverstanden, die verlorene Person zu ver-

gessen. Rilke ermutigt und bestärkt seine Briefempfänger, den Schmerz auszuhalten, um durch dieses akute Empfinden den Kontakt zurück ins Leben zu finden. Die Zeit, so schreibt Rilke, tröstet ja nicht, sondern »sie räumt höchstens ein, sie ordnet«. Man findet sich allmählich zurecht in der neuen Zeit und in einer Welt ohne die geliebte Person, doch Trost bereitet das nicht. Man lernt das Fehlen kennen wie eine Narbe, die heilt, doch nie verschwindet und manchmal ganz unerwartet schmerzt. Und man lernt, daß der Tod uns nicht übersteigt, sondern uns in tiefere Schichten des Lebens hineindrängt.

Ich habe sehr lange gebraucht, diesen Gedanken, daß der Tod uns tiefer in das Leben drängt, zu verstehen. Als mein Vater zu früh und nach schwerer und entwürdigender Krankheit einen leidvollen Tod starb, fehlten mir die Worte. Es war wenige Wochen nach den Angriffen des 11. Septembers, den ich in New York erlebt hatte, und die Luft, die wir atmeten und (wie Rilke nach dem Ersten Weltkrieg schreibt) »mit dem Gegendruck unserer Adern und Nerven aushalten, war noch voller Rückschläge«. Statt das Leben gewähren zu lassen und zuversichtlich zu sein, daß es mir vieles – darunter Gutes und Schlechtes, aber nichts so meine Kräfte Übersteigendes – zuspielen würde, mußte ich mich anstrengen, auch nur einen normalen Tag zu erleben. Da war wenig unverkrampft und natürlich zu haben, und es gab in den Monaten der Trauer kaum Momente, in denen mir die Luft nicht wie verknappt und noch zitternd erschien.

Ich suchte Rat, Trost, Hilfe, doch da war nichts. Erst in Rilkes Briefen fand ich Zuspruch. Durch eine schwierige Zeit, in denen mir das bewußt gelebte Leben zu entgleiten drohte, hielt ich an diesen Briefen fest. Ich begriff keinesfalls alles, was der Dichter vor einem Jahrhundert an lang vergessene Menschen geschrieben hatte. Wie sollte mich der Schmerz *tiefer* ins Leben einführen, wo die Trauer mich doch wie betäubt durch Tage und Wochen gehen ließ? Ich las Rilkes Briefe wieder und wieder, und ganz allmählich führten mich seine Worte in Richtung des tatsächlichen Lebens, jenes Lebens voller Überraschungen und Unbekanntem, aus dem ich mich nach dem 11. September und dem Tod meines Vaters aus Furcht vor noch mehr Schmerz und Verlust zurückgezogen hatte. Rilkes Worte waren nicht mehr und nicht weniger als das: Wegweiser zurück ins Leben.

Es waren diese Worte aus einem Brief von Rilke aus dem Jahre 1908, den ich zufällig in einem alten Buch gefunden hatte, die ich wieder und wieder vor mir hersagte:

»Was aber den Einfluß des Todes eines nahestehenden Menschen auf diejenigen betrifft, die er zurückläßt, so scheint mir schon seit lange, als dürfte das kein anderer sein als der einer höheren Verantwortung; überläßt der Hingehende nicht sein hundertfach Begonnenes denen, die ihn überdauern, als Fortzusetzendes, wenn sie einigermaßen ihm innerlich verbunden waren? Ich habe in den letzten Jahren so viel nahe Todeserfahrungen erlernen müs-

sen, aber es ist mir keiner genommen worden, ohne daß ich nicht die Aufgaben um mich herum vermehrt gefunden hätte. Die Schwere dieses Unaufgeklärten und vielleicht Allergrößten, das nur durch ein Mißverständnis in den Ruf gekommen ist, willkürlich und grausam zu sein, drückt uns (so mein ich immer mehr) gleichmäßiger und tiefer ins Leben hinein und legt uns die äußersten Verpflichtungen auf die langsam wachsenden Kräfte.«

Daß Schmerz und Trauer, wenn wir nur den Mut haben, diese auch nur einen Moment länger auszuhalten und zu ergründen, uns »gleichmäßiger und tiefer ins Leben hinein« drücken – an diesen Worten hielt ich mich fest. Ich verstand sie nicht, doch sie machten es möglich, im sprachlosen Nichtverstehen einen Halt zu finden. Der Weg, so schreibt Rilke in all seinen Kondolenzbriefen, führt ins Leben zurück.

Die Zeit tröstete nicht; nach einem guten Jahr, als ich mich nicht besser fühlte, sah ich keine andere Möglichkeit, als mich dem Schmerz als Weg zurück ins Leben zu widmen. Langsam wurden mir Rilkes Worte verständlicher, hilfreicher, ohne mir jedoch die romantische Illusion des Trostes zu geben, daß alles wieder gut wird. Statt dessen wurde mir in der ständigen Lektüre dieser Briefe bewußt, daß der Tod nicht über unsere Kraft geht: »er ist der Maßstrich am Rande des Gefäßes: wir sind *voll*, sooft wir ihn erreichen –, und Voll-sein heißt für uns Schwer-sein ... das ist Alles.«

Dieser Band mit Rilkes Kondolenzbriefen mag anderen Lesern helfen, den Weg aus Trauer und Schmerz zurück ins Leben zu finden. Die Briefe dienen auch als Vorlage, wie man trauernden Menschen in schweren Zeiten Zuspruch leisten kann, ohne den Schmerz zu verklären oder sich auf religiösen Glauben, den Rilke als fruchtlose Weltabkehrung verwarf, zu stützen. Mehrere von seinen Briefen beginnen mit recht unerheblichen Neuigkeiten und Berichten darüber, was er gerade tut: seine Besucher, seine Reisen, Überlegungen und Pläne zur Arbeit und Gedanken zu Blumen, Landschaften und dem Briefeschreiben selbst. Mit diesen belanglosen Worten nähert sich Rilke vorsichtig der trauernden Person und ruft sich wieder ins Gedächtnis, bevor er den Todesfall direkt anspricht. Erst wenn er sich wieder präsent gemacht hat in dem Leben, in das Rilke die Trauernden zurückholen möchte, wendet er sich den Adressaten respektvoll, doch direkt zu. Dann findet er Worte, die den Schmerz immer wieder neu und ungewöhnlich bescheiden.

Die Bejahung unseres hiesigen, irdischen Lebens, ohne Beschönigung und mit der Akzeptanz von Tod und Verlust, ist das Anliegen von Rilkes Werk. Wir sollen uns bewußt werden, wieviel wir am und im Leben noch zu verstehen haben, und daß das menschliche Leben selbst eben die Spanne Zeit bezeichnet, in der wir uns selber besser verstehen können. Der Gedanke an ein »Jenseits«, so viel Recht und Bestehen er für gläubige Menschen haben mag, ist kein Trost für Rilke, denn er macht uns nicht

nur die Entschwundenen unerreichbarer, sondern in unserer Sehnsucht für ein Jenseits werden wir uns selber weniger präsent. Rilke verklärt Schmerz und Trauer nicht. Er ermahnt uns moderne Menschen nur dazu, die Präsenz des Verlusts, der Abschiede, des Verlierens und des Todes im Leben nicht zu verleugnen. Und da der Verlust ein Teil des Lebens ist, macht Rilke vorsichtige und bedacht-same Vorschläge, uns von Tod und Schmerz nicht aus dem Leben reißen zu lassen. Das einzige Gegengewicht zum Tod als ein uns übersteigendes und unbegreifliches Ereignis ist nicht im Himmel zu finden, sondern in der Liebe.

Nicht jeder der hier vorgestellten Briefe aus Rilkes riesiger Korrespondenz mit Hunderten von Briefpartnern handelt von einem Todesfall. Die schmerzhaften Trennungen betreffen auch den tiefen Verlust einer großen Freundschaft sowie das Sterben eines geliebten Tiers. Andere Briefe versuchen, unsere furchtbare Angst vor dem Tod etwas zu mindern und klarer zu machen, daß der Tod die uns abgekehrte Seite des Lebens ist, die unserem Dasein seine ganze Fülle verleiht. Der Band schließt mit einem Brief an Rilkes polnischen Übersetzer, in dem der Dichter erklärt, wie die Durchdringung von Tod und Leben als ein von uns gelebtes Ganzes zu verstehen sei. Unsere Aufgabe hier auf der Erde ist das Gesehene und Erlebte sowohl mit unserer sinnlichen Wahrnehmung als auch in den tiefsten Schichten des Inneren wirklich zu erfassen. Dann kann stummes Gefühl zu Ausdruck werden; dann

kann Schmerz mitgeteilt und damit auch in unser Leben eingeordnet werden. Dazu gehören die geliebten Menschen, die wir verloren haben: Unsere Aufgabe ist es, ihr Erscheinen und unser mit ihnen geteiltes Leben im Unsichtbaren, das heißt im Gedenken, aber auch in unseren täglichen Handlungen zu bewahren.

Ulrich Baer

1. An Mimi Romanelli

Oberneuland bei Bremen
Diesen Sonntag, 8. Dezember 1907

Es gibt den Tod im Leben, und es erstaunt mich, daß man dies ignoriert. Der Tod, dessen erbarmungslose Gegenwart wir in jeder von uns überlebten Veränderung erfahren, da man das Sterben langsam erlernen muß. Man muß sterben lernen: dies ist das ganze Leben. Sich allmählich das Meisterwerk eines stolzen und höchsten Todes bereiten, eines Todes, bei dem der Zufall keine Rolle spielt, eines gut gefertigten, glückseligen, enthusiastischen Todes wie ihn die Heiligen zu bereiten formen wußten. Eines lange gereiften Todes, der von selbst seinen häßlichen Namen auslöscht und nichts als eine Geste ist, welche in das anonyme Universum die aus einem intensiv gelungenen Leben erkannten und geretteten Gesetze überführt. Es ist diese Vorstellung vom Tod, die sich in mir seit meiner Kindheit schmerzhaft von Erfahrung zu Erfahrung entwickelt hat und die mir aufträgt, den kleinen Tod bescheiden zu ertragen, um dem, der uns groß haben möchte, würdig zu werden.

Ich schäme mich nicht, meine Teure, vor kurzem am Sonntag in einer kalten und zu frühen Gondel geweint zu haben, als sie um unzählige Ecken durch nur undeutlich angerissene Bezirke glitt, die mir zu einem anderen,

weit verästelten Venedig zu gehören schienen. Und die Stimme des Barcaiolos, die an der Ecke eines Kanals die Durchfahrt forderte, blieb ohne Antwort wie im Angesicht des Todes.

Und die nur einen Moment zuvor in meinem Zimmer gehörten Glocken (in meinem Zimmer, wo ich ein ganzes Leben gelebt habe, wo ich geboren wurde und wo ich mich vorbereite zu sterben) schienen mir so klar. Diese gleichen Glocken zogen ihre Töne in Fetzen hinterher und wanderten auf den Wassern und begegneten sich, ohne sich zu erkennen.

Es ist immer noch dieser Tod, der in mir fort dauert, der in mir arbeitet, der mein Herz verwandelt, der das Rot meines Blutes steigert, der schwer auf dem Leben wiegt, welches das unsere war, so daß er zu einem in meinen Venen zirkulierenden süß-bittereren Tropfen wird, der in alles eindringt, der unendlich der meine sei.

Und während ich ganz in meiner Traurigkeit bin, bin ich glücklich zu spüren, daß Sie existieren, Schöne; ich bin glücklich, mich furchtlos an Ihre Schönheit übergeben zu haben, so wie ein Vogel sich dem Raum übergibt; glücklich, Teure, in festem Glauben über die Wasser unserer Unsicherheit gegangen zu sein bis zu dieser Insel, die Ihr Herz ist, wo die Schmerzen blühen. Endlich: glücklich.

Ihr
R. Maria

2. An Gräfin Lili Kanitz-Menar

Paris, 17, rue Campagne-Première,
am 16. Juli 1908 (abends)

Ich danke Ihnen, meine liebe Freundin, daß Sie geschrieben haben. Ich wollte es fünfzigmal seit Ihrem Brief und konnte nicht dazu kommen. Ich habe so viel zu bewältigen diesmal, in der Arbeit mein ich, und bin nicht so bei Kraft, wie ich sein müßte. Und dann kam zu allem noch dieses unverhältnismäßige Ereignis. Was soll man sagen, wie soll man es einordnen? – das ist immer dieselbe Frage. Ich hab sie mir in den letzten Jahren mehrmals zu stellen gehabt. Der Tod der Gräfin Schwerin und meines Vaters Tod (an denen ich unendliche Größe und Großmut erfuhr) haben bewirkt, daß ich die Frage nicht mehr fürchte. Trotzdem ist es schwer, sie wieder so nah um sich zu haben, selbst im hellsten Tag. Und in diesem letzten Fall kompliziert sie sich durch so vieles: wer war diese Frau, die für andere lebte und doch selber, hinter allem und ohne es zu wissen und zuzugeben, die Ansprüche eines ganzen Lebens, wie unangebrochen, in sich trug: so daß man oft auf den Gedanken kommen konnte, sie wäre auch noch das Gegenteil von dem, was sie sein wollte, und beides wäre gleich echt und gleich unwirklich. Und welches, endlich, war das Verhältnis, das man zu ihr hatte und in dem Sympathie, ja sogar Bewunderung, so merkwürdig mit Wider-

stand und Ablehnung und Aburteil sich vertrug, daß man nie den Mut hatte, es abzurechnen und als endgültige Summe mitzuführen. Ich habe obendrein die Güte, die sie mir entgebrachte und die schließlich Freundschaft zu heißen anfing, ich weiß nicht wann, lange Zeit mehr als ein schön erfülltes Vermächtnis der vorangegangenen herrlichen Schwester empfangen, denn als wirklich eigenes Geschenk: wobei ich nur immer mehr von der Einsicht in diese Gestalt mich entfernte. Und jetzt stehe ich zum Tode so, daß er mich mehr in denen erschreckt, die ich versäumt habe, die mir unerklärt oder verhängnisvoll geblieben sind, als aus denen, die ich, als sie lebten, mit Sicherheit liebte, wenn sie auch nur einen Augenblick in der Verklärung jener Nähe aufstrahlten, die der Liebe erreichbar ist. – Die Menschen hätten bei einiger Einfachheit und Freude am Wirklichen (als welches von der Zeit völlig unabhängig ist) nie auf den Gedanken kommen brauchen, daß sie das, womit sie sich wahrhaft verbanden, irgendwann wieder verlieren könnten: kein Sternbild steht so zusammen; nichts Getanes ist so unwiderruflich wie menschlicher Zusammenhang, der ja schon im Augenblick, wo er sichtbar sich schließt, stärker und gewaltiger im Unsichtbaren vor sich geht, im Tiefsten: dort, wo unser Dasein so dauernd ist wie Gold im Gestein; beständiger als ein Stern. –

Darum gebe ich Ihnen recht, liebe Freundin, wenn Sie meinen, über die zu trauern, »die fortgehen«. Ach, uns kann nur fortgehen, wen wir nie besaßen. Und wir können nicht einmal das betrauern: den und jenen nie recht